



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich : Jakob Julius David

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

widereinander der göttlichen Vorsehung anheimstellte, die sich in der unzweideutigsten Sprache weltgeschichtlicher Tatsachen zweifellos dahin ausgesprochen hat, daß diese zwei einstweilen nebeneinander leben sollen.“ Ein verständiger, ein vortrefflicher und, bei gutem Willen, leicht ausführbarer Rat!

Carl Jentsch



## Jakob Julius David

Von Heinrich Spiero



us dem Bilde, das der von Ernst Heilborn und Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe von J. J. Davids Werken (München und Leipzig, R. Piper & Co.) vorgeheftet ist, schaut uns der Kopf eines von Schmerzen und Leiden gerüttelten und gequälten, aber, wie wir deutlich fühlen, nicht bezwungenen Mannes entgegen. Die eingefunknen Schläfen, der von Sorgenfalten umzogene Mund, die eingefallnen Wangen deuten auf körperliche Leiden und Entbehrungen, die schön gewölbte Stirn und der bewußte, klare, ernste Blick der großen Augen auf innerliche Überwindung irdischer Anfechtung. Und auf sie weist auch hin, was der Dichter selbst als sein Testament dem ältern der beiden Herausgeber zuruft; von seinem letzten Krankenbett schreibt er da: „Noch hatten die Ärzte Hoffnung oder taten so. Ein schlimmer Sommer zerstörte auch den Rest davon, und ich habe eben nur schwerer sterben müssen, wie mir das Leben nicht leicht geworden ist. Das muß man eben nehmen, wie es verhängt ist und kommt, und wenn ich die Gesamtheit überblicke, die ja eine ganz hübsche Spanne Zeit umfaßt, so darf ich mir das Zeugnis nicht versagen: wie es mich nicht weich gewiegt hat, so bin ich nicht weich geworden und habe die Dinge genommen und getragen, wie sie gefallen sind.“ Und nachher mit tief ergreifenden Tönen aus dem Duellpunkt von Herzensempfindungen, die sich erst vor dem Tode nach außen ergießen: „Zu essen haben Weib und Kind zur Not; sie haben sich an meiner Seite bescheiden gelernt, aber sie sollen die Gewähr haben, daß der Mann, den sie dulden, immer von neuem seine Kraft aufraffen, den sie stiechen und Schritt vor Schritt sterben sahn, kein Phantast war, daß er mehr der Ungunst der Sterne als der Unkraft der Arme erlegen ist.“ Die Freunde, die sich solchem Anruf nicht entziehen konnten, haben recht getan, daß sie uns so bald nach des Dichters Tode in einer schönen Ausgabe die Gesammelten Werke vorlegten. Es ist für ein noch nicht fünfzig Jahre währendes, kämpfevolles Leben eine sehr stattliche Ernte, sechs Bände Erzählungen, Gedichte und Dramen, ein Band Essays, denen noch die Arbeiten über Anzengruber und Mitterwurzer (aus den Sammlungen „Die Dichtung“ und „Das Theater“ bei Schuster & Löffler in Berlin) beizugesellen sind.

Jakob Julius David stammte aus Mähren, in Mährisch-Weißkirchen war er am 6. Februar 1859 geboren worden, hat aber seine Kindheit in dem Rußländchen verlebt, unter Hannaken, in einer Landschaft, deren Erinnerungen von Hussitenschrecken durchklungen sind. Aus dürftigen Verhältnissen zu Hause in dürftige auf der Universität Wien hineingekommen, hat er trotz unermüdlichem Fleiß immer am Rande schwerer materieller Not, oft mitten in ihr als

Journalist und Schriftsteller gearbeitet, bis er am 20. November 1906 am Krebs gestorben ist. Dankbar hat er — davon spricht vor allem seine Lyrik — alles empfunden, was ihm von den wenigen, seiner Begabung gewissen Freunden an Lebenserleichterung und aufmunterndem Zuspruch gespendet wurde. In knappen, klaren, feinen Versen spricht sich das aus. Und um so herber klingt die Klage, wenn doch wieder fast jeder Wunsch versagt wird, wenn ihm nicht einmal vergönnt wird, der Mutter die Augen zudrücken zu dürfen.

Ich bin allein seit vielen Jahren  
Und trag es klaglos, wie ich muß;  
Nur hätt ich gerne doch erfahren,  
Wie lind auf früh ergrauten Haaren  
Siegt einer Mutter Abschiedskuß.

Das Kreuz an der Dorfgrenze mahnt ihn immer wieder und nicht vergebens,

Daß das Leiden dieses Lebens  
Zweck und Maß und Richte sei.

Trübe Bilder, der Zug des Todes, die Erscheinung El Schadais, dessen Blick die ganze Welt zerrinnen läßt, gehn durch Davids gehaltne Verse, und mit letztem, lang nachhallendem Klang hat er etwa Theodor Körners Wesen und Erscheinung aufgefangen:

Ein Eichwald. Drüber Morgenvot;  
Aus tiefem Grund ein Ruf der Hörner.  
Ein Jünglingssein, ein Mannestod,  
Umsehreibs in einem Namen: Körner!

Und dabei immer wieder jene tiefe Dankbarkeit für jede gute Stunde, für jeden Lichtblick, den das Leben einem läßt, der es immer schwer nahm und dazu allen Grund hatte. Es sind hier und da Klänge, wie sie ältere Österreicher, vor allem der von David sehr geliebte und früh in seiner Bedeutung erkannte Ferdinand von Saar, auch offenbaren.

Freilich an Ferdinand von Saars Erzählungskunst denkt man bei Jakob Julius Davids Prosawerken nicht, denn den lyrischen Hauch und Ton, den jede Saarsche Novelle zeigt, hat David dann keineswegs. Die Trübe und Schwere beider Männer ist die gleiche; aber dennoch erscheint David ganz anders als der ältere Landsmann: Saars Pessimismus, seine feine Resignation ist weit subjektiver als Davids Darstellung schmerzlicher und schwerer Dinge. Ja, vielleicht genügt es, zu sagen, daß Saar ein starkes musikalisches Element hat, während David unmusikalisches, sehr viel mehr plastisches ist.

Davids älteste und bekannteste Erzählung „Das Höferecht“ führt gleich mitten in seine mährische Heimat hinein. Es lebt in ihr nur das von Gestalten und Wohnungen, was der Dichter für seinen Konflikt braucht: das Bauernhaus der Familie Bohner, in der als Stolz und Last der Erbrichter des Dorfes das Höferecht gilt, und dann die Hütte des Dorfjuden. Aus jenem gehn die beiden Söhne, aus dieser die Tochter hervor, die die Handlung tragen und die sie dann weiter tragen nach Wien und wieder ins Dorf zurück. Der Dichter ist schon hier sehr sparsam mit seinen Mitteln, aber noch nicht spürsam genug für die Stimmungen und Wandlungen in den Seelen der Menschen, auch noch nicht ganz vollgefogen mit der Stimmung ihrer Umgebung. Es fehlt nicht an schroffen Übergängen, an Brüchen in der Charakteristik, aber es fehlt schon hier völlig jedes Schielen nach populären Stimmungen innerhalb und außerhalb der Kunst, es fehlt jede Art von Stimmungsmache, und es fehlt das sonst so charakteristische Anfängermerkmal überflüssiger Breite.

Man fühlt: in dieser tüchtigen, aber noch nicht bedeutenden Heimaterzählung ist David der Stoff nicht zugeströmt, sondern langsam gequollen, und er verschmährt es, durch Putz und Zutat das Gewordne zu dehnen und zu zerren. Ein Mensch, der sich gibt, wie er ist.

Aber schon die kleinern Stücke, die dann die Sammlung „Die Wiedergeborenen“ enthielt, zeigen David freier, zugleich feiner in der Charakteristik. Es sind alles historische Novellen, Dichtungen, die zumeist in der Vergangenheit Mährens spielen, und unter denen „Der neue Glaube“ die beste ist, die Geschichte eines Ketzerrichters, der zum Ketzer wird, sich langsam, langsam von allem, was ihn umgibt, löst, alle zarten Beziehungen seines Lebens zerreißt und schließlich dem Hussitenheer zustößt. Dasselbe Thema wird dann in einer meisterhaften Erzählung der spätern Reihe „Frühschein“ noch einmal abgewandelt, nun ganz reif, und fein ist es, wie da der Hexenrichter selbst in das Grauenhafte hineingerissen wird, allmählich Menschliches menschlich versteht und dem Frühschein eines neuen Tages nach dem großen Kriege entgegenflieht. David schildert überhaupt gern verkörperte Zeit, wie sie eben nach dem Dreißigjährigen Kriege über Deutschland lag, seltsame, aber doch nicht gesuchte Verhältnisse und Menschen mit einem leisen Hauch von Geheimnis wie die Gräfin Adriana Dudenwerde auf Schloß Ripan, über der es schwebt wie halbverschuldete Schickung düstrer Kämpfe, die ein Herz wohl brechen können.

David gibt gern Menschen, die ein empfindliches Herz haben, das durch Ungerechtigkeit und Druck hineingehegt wird in schwere Taten und Gedanken, wie denn in „Kuzena Capel“ die Heldin schließlich in ihrer unerträglichen Not den Gatten erschlägt. In dieser Geschichte, wie gemeinhin in seinen spätern Werken, hat er auch die Natur Mährens, wo seine Seele immer daheim blieb, in ihrer düstern Schwere am reinsten gestaltet. Wie ein fein gemalter, echter Hintergrund liegt sie in der „Mühle von Branowitz“ um die Liebe des Barons Friedrich Branicky zu der Müllerstochter Hanka Dworzak, ein Verhältnis, das gegeben ist ohne eine Spur von unechter Süßlichkeit und zugleich ohne die leiseste Spekulation auf unkünstlerische Triebe.

Und das ist ein Zeichen von Davids Kunst, daß er, wie schon im „Höferecht“, so auch in seinen spätern, reifern und wirkungsvollern Dichtungen nicht rechts und links blickt und jedes billige Hindeuten auf effektvolle Situationen, jedes Spielen unterläßt. Wie nah hätte solche Gefahr in seinen Wiener Geschichten gelegen, und wie ist er ihr immer wieder aus dem Wege gegangen. Da ist eine kurze und in ihrer Schlichtheit ergreifende Erzählung: „Ein Poet?“ Ein armer Journalist, der es zu nichts gebracht hat und nun seinem Leben ein Ende macht, um der Witwe, für die als Lebender zu sorgen ihm nicht gelingen will, durch den Tod eine Versorgung zu bieten. Und etwas ähnliches in der Geschichte „Digitalis“, wo ein Arzt, der infolge eines Kunstfehlers seine Praxis nicht mehr ausüben darf, in stillem Heldentum langsam aus der Welt geht, um Frau und Kind die Möglichkeit einer Existenz zu sichern. Ganz apart und durch und durch echt ist die Charakteristik des berufsmäßigen Schachmeisters in der Skizze „Das königliche Spiel“ oder in der „Troika“ die des großen Schauspielers, dem sein Dreigespann von Wille, Temperament und Gedächtnis langsam versagt, und der dies allmähliche Nachlassen empfindet wie den Strom, der zu Winters Ende leise gegen die Eisdecke klopft, bis der Läufer dann vor der Gewalt des hereinkommenden, alles zerschellenden Flusses untergeht.

Jakob Julius David war durchaus der Meister der Erzählung in kleinerem Umfang. Seine zwei Dramen, die in den Gesammelten Werken enthalten sind, sind nichts als auseinandergezogene Erzählungen, denen das echte Gegenüber spielen dramatischer Gestalten abgeht. Allen fehlt der langsam getönte Hintergrund der Novelle, der sich nicht aktweise verschiebt, sondern in regelmäßiger Entwicklung aufgebaut wird. Und die Leidenschaften springen nicht gegeneinander an, sondern erwachen langsam, entfalten sich in feinen, kleinen Zügen hier und da, und ihre Darstellung läßt im Schauspiel, wo Personen und ihre Worte in freier Luft stehen, immer wieder die Anlehnung und Einbettung an das von der Erzählung zu gebende Milieu vermiffen.

Ja, David war so ausschließlich der Mann der kurzen Erzählung, daß auch im Roman das Letzte fehlt, was diese vielen Novellen und Geschichten uns geben. Dem „Höferecht“, das 1890 erschienen war, folgte ein Jahr später „Das Blut“. Wieder ein Werk vom Lande, die Geschichte eines Brauhaufes, dessen ehrbare, puritanische, kinderlose Bewohner das uneheliche Kind der fortgelaufenen Schwester der Hausfrau aufnehmen. Das Blut aber schlägt in ihm durch, und es verläuft sich zu einer Kunststreitergesellschaft wie einst die Mutter. Es ist, als ob David, wenn er einen zu breit gewordenen Stoff meistern will, sich zu viel tut und gerade deshalb das Letzte an seinen Personen nicht herausbringen kann; denn das junge Mädchen dieses Romans erwärmt uns kaum je, erscheint, besonders kurz vor seinem gewaltsamen Ende, so uninteressant und durchschnittsmäßig, daß wir uns zu ihm kein Herz fassen können und deshalb den Roman aus der Hand legen, ohne tiefer erschüttert zu sein. „Am Wege sterben“, 1899 erschienen, ist dann ein Wiener Roman, in den die österreichische Landschaft nur ein paar Abgesandte hineinschickt. Wir sehn das Werden, Empor- und Hinabsteigen einer Reihe junger Kommilitonen der Universität, aber wieder niemand darunter, dem wir mit dem letzten Anteil folgen, den etwa der Dichter im „Frühsehn“ zu erzwingen weiß, und nur der feine Ton gehaltner Resignation am Schluß, die Stimmung eines Einsamen mitten im Arbeitervorort der Weltstadt gibt eine wärmere Note.

Als Darstellung des Lebens sehr viel bedeutender ist Davids letzter Roman „Der Übergang“, drei Jahre vor seinem Tode herausgekommen. Was auch Ferdinand von Saar so zu schildern liebte: die Entwicklung eines Wiener Stadtteils aus der alten in die neue Zeit hinüber, das gibt David hier, indem er das Geschick der Adam-Mayer-Gasse verflucht mit dem Niedergang der Familie, der sie ihren Namen dankt. Und wie dieser Name vom Straßenschild gelöscht und ein anderer hingesezt wird, so gehn Vater, Sohn und eine Tochter der Mayersehen Familie zugrunde in Schuld und Haltlosigkeit, um einem neuen, anders benannten Geschlechte Platz zu machen. Es besteht aber freilich nur diese äußere Parallele mit Saars Werk, denn wir leben sonst hier ganz und gar in einer Welt, verwandt der harten Wirklichkeit von Ludwig Anzengrubers „Viertem Gebot“, wie denn Ludwig Anzengruber wohl Davids Herzenspoet gewesen ist. Der Roman ist ohne Zweifel Davids bester, aber er erreicht in der furchtbaren Härte seiner durchaus wahrhaftigen Zeichnung doch nicht die Feinheit und Treue von Davids Erzählungen. Der Dichter ist zu star in seinem Willen, die Fäulnis dieses Hauses mit starken sittlichen Akzenten bis zum Letzten darzustellen, und selbst die Größe der endlich herausgezogenen Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau an der Leiche des erstochnen Sohnes trägt über die allzu schroffe Starrheit des Ganzen nicht hinweg. „Eine Sehnsucht nach Wahrheit war in ihm“, diese Worte, die David über Zola schrieb, passen ganz auf ihn selbst.

Aber dieser Drang war in Schöpfungen wie „Der Übergang“ zu stark gesteigert, ohne von jenem Hauch der Romantik umflossen zu sein, den David Zola als tief empfundenen Schmerz seiner ganzen Persönlichkeit wohl mit Recht nachsagt.

Aber freilich hatte diese Härte in David auch ihre eigne Bedeutung, und da, wo sie sich in kleinerem Rahmen zu meisterhaften Schöpfungen seiner erzählenden Kunst erhebt, sichert gerade sie dem immer von Schmerzen überschatteten seine Stellung. Denn David steht als ein Fremder unter dem wenig jüngern Wiener Geschlecht, das sich artistisch gebärdet, das zum großen Schmerz vieler Österreicher, etwa Alfred von Bergers, mehr als irgendein früheres die Stadt Wien in den Ruf der Phäakenstadt gebracht hat. David, dessen Bild nicht einen jüdischen Zug aufweist, steht welkenfern sowohl jenen weichen Dramatikern und Erzählern von der Art Arthur Schnitzlers wie den nervösen Neuromantikern vom Schlage Felix Dörmanns wie der dem Leben abgewandten Kunst Hugo von Hofmannsthal's. Und da wird man denn die Namen Ferdinand von Saar und Ludwig Anzengruber wieder aussprechen müssen, wird Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand Kürnberger nennen können, alle jene ernsten und schließlich allein fruchtbaren deutsch-österreichischen Geister, die uns heute doppelt wertvoll erscheinen, da dies so oft für verfallen gehaltne Reich in neuen Kämpfen unerschöpfte Kräfte zeigt.

Wie fein und sicher Jakob Julius David diese zu deuten wußte, lehren seine Essays, eine der schönsten Sammlungen dieser Art aus den letzten Jahrzehnten. Es ist wohl niemals etwas Feineres und Besseres über Karl Lueger geschrieben worden als der Aufsatz „Der Bürgermeister“. Es ist geradezu vorbildlich und für den Leser ein künstlerischer Genuß, wie hier langsam das Bild dieses Volksführers aufgebaut wird, wie ruhig zugegeben wird, daß er manchem als ein Erzbanause erscheinen mag, und wie dann doch das Urteil fällt und wohl begründet wird: „Ein ganzer und genialer Kerl“. Auch in diesen Arbeiten, in denen er insbesondere den Künstlern seiner Heimat, auch ihren Schauspielern, unverschönerte Denkmäler setzt, erweist sich Jakob Julius David als der am Echtesten sich emporarbeitende, dabei durchaus selbständige Kopf, als der Künstler mit reichen Gaben und einer spröden Natur, die über den Alltag hinausdenkt, die, unter Schatten einhergehend, kaum jemals schwärmt und darum auch kaum jemals getäuscht wird. Ein männlicher Schriftsteller, ein Erzähler voll kräftiger, gern der Vergangenheit und seiner Heimat zugewandter Phantasie, ein unablässig an sich arbeitender, sich langsam aber sicher entwickelnder Dichter — so steht er vor uns da.

Die Halluzinationen, die ihn auf dem Krankenbette umfingen, hat er mit der Ruhe eines Menschen geschildert, der sich zu beobachten weiß, ohne in sich verliebt zu sein. Und wer wollte, wenn er Davids prunkloses, aber dauerhaftes Werk durchschritten hat, ohne Wehmut diese letzten Bekenntnisse aus der Hand legen, in denen es heißt: „Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das habe ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, daß es Tang ist, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünenstrand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen Gründen immer, aus Sammelust oder müßiger Neugierde, um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie

immer dem sei, ich mußte mich dieses unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen, und die nicht gar zu umfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint.“ Das ist die Sprache eines durch und durch vornehmen Menschen, und es sind Abschiedsworte eines aufrechten und in seinem Wesen und Schaffen ganz echten Dichters, den wir nicht vergessen wollen.



## Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hietjan, den 28. August 1901



ärchenland! Das echte wahre Märchenland, von dem wir uns erzählten oben auf dem alten Kirschbaum bei Großmutter! So ist hier, Kameradin. Nur noch viel, viel märchenhafter, als wir je träumten! Ich bin durch kleine Dörfer gekommen, die ausfahen, als ob sie eben aus dem Bilderbuch gefallen wären. Die Straßen voll von lustigen kleinen Leuten, die lächelnd und sich verbeugend umherlaufen und einander hübsche Dinge erzählen. Es ist ein Land, wo jedermann vergnügt zu sein scheint, und wo Höflichkeit das erste Gebot ist.

Gestern reisten wir in Firnikhas auf die Berge. Der Weg war eng, aber eben, und mehr als drei Stunden lang marschierten die Männer aufwärts ohne anzuhalten oder ihre Gangart zu ändern, bis wir um die Mittagszeit rasteten. Ein japanisches Haus ist nicht viel mehr als ein Dach und eine Menge Bambuspfähle, aber alles ist wundervoll sauber. Noch ehe wir abgestiegen waren, liefen Männer und Weiber aus ihren Häusern, verbeugten sich und riefen: Ohayo, ohayo! das heißt Guten Morgen. Sie liefen und holten Kissen herbei, und wir waren froh, uns auf niedrigen Bänken bequem ausstrecken zu können. Dann brachten sie uns köstlichen Tee, standen herum und guckten uns zu. Es scheint, daß blondes Haar hier eine große Seltenheit ist; jedenfalls war ihnen das meine so interessant, daß sie mir Zeichen machten, ich möchte meinen Hut abnehmen, und dann standen sie eifrig lachend und schwäzchend um uns herum. Miß Lessing meinte, sie wünschten, ich solle meine Haare aufmachen, aber wagten nicht, die Bitte auszusprechen wegen der schönen Frisur. Blonde Blüten! Ich wünschte, du hättest es sehen können! Doch du hast es ja gesehen nach mancher tollen Tennispattie!

Nachdem wir eine Stunde lang geruht, Tee getrunken, uns verbeugt und gelächelt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, diesmal in einer Art Tragstuhl aus Bambus, der von zwei Männern an einer langen Stange auf den Schultern getragen wurde. Ich habe doch wahrhaftig schon manchen Berg erstiegen, aber dieser Ausflug übertraf alles, was ich je erlebt. Man kam sich vor wie eine Fliege auf der Glaze eines Mannes. So stiegen wir aufwärts, höher und immer höher, manchmal durch dichte Wälder, wo die Nacht wohnte, und wieder über Strecken in blendendem Sonnenlicht.